

INTERVIEW Zeitzeugen: Helmuth Rilling über die 1950er Jahre

„Ein Gefühl des Miteinanders“

Von Thomas Faltin 22. Oktober 2015 - 05:01 Uhr

Das Stadtmuseum möchte Stuttgarts Geschichte von 1950 bis heute mit den Bürgern erarbeiten. Im Rahmen dieses Projekts spricht die StZ mit sechs Stuttgartern über ihre Jugendzeit. Zum Auftakt blickt der Musiker Helmuth Rilling auf die Fünfziger zurück.



Helmuth Rilling (hinten auf der Lambretta) zeigt einem Freund, wie man Moped fährt. Damit ist Rilling 1955 bis nach Rom getuckert.
Foto:

Stuttgart - Das Stadtmuseum möchte Stuttgarts Geschichte von 1950 bis heute mit den Bürgern erarbeiten, jeder kann mitwirken. Im Rahmen dieses Projekts spricht die StZ mit sechs namhaften Stuttgartern über ihre Jugendzeit (<http://www.stuttgarter-zeitung.de/zeitzeugen>). Zum Auftakt blickt der Musiker Helmuth Rilling auf die Fünfziger zurück.

Rilling ist weltweit bekannt, noch immer verbringt der 82-jährige Musiker und Dirigent viel Zeit im Ausland. Doch Stuttgart ist für ihn Heimat. Warum? Schon in den 1950er Jahren habe er erlebt, wie die Menschen sich gegenseitig geholfen hätten. Das sei wunderbar, sagt Rilling, der mittlerweile in dem Leonberger Teilort Warmbronn lebt.

Herr Rilling, gibt es für die 50er Jahre ein Wort, das Ihr Lebensgefühl auf den Punkt bringt?

Für die späten 40er und frühen 50er Jahre gibt es das: Hunger. Wir Kinder hatten eigentlich immer Hunger, wir bekamen nie genügend zu essen. Als ich von 1948 bis 1952 die theologischen Seminare in Schöntal und Bad Urach besuchte, spielte die Frage des Essens immer noch eine ganz große Rolle. Ich weiß noch, dass die Bauern uns gehasst haben, weil wir jungen Kerle oft ausgezogen sind, und dabei waren ihre Obstbäume ganz stark gefährdet.

Der Hunger war eine Folge des Weltkriegs. Sie waren zwölf Jahre alt, als der Krieg zu Ende ging. Wie stark wirkten die Erlebnisse bei Ihnen nach?

Man kann die 50er Jahre ohne den Krieg nicht verstehen. Darf ich eine Episode erzählen?

Natürlich.

Ich wohnte während des Krieges mit meiner Mutter und den vier Geschwistern in Markgröningen. Der Vater war im Krieg. Von Markgröningen fuhr ich immer mit einem Vorortzug nach Ludwigsburg ins Friedrich-Schiller-Gymnasium. Einmal, das war 1944, kamen amerikanische Jagdflugzeuge und griffen den Zug mit Maschinengewehrfeuer an. Der Zug blieb stehen, die Lokomotive brannte, einige sprangen heraus, es gab Verletzte und auch Tote. Ich stürzte als elfjähriges Kind mit dem Schulranzen auch aus dem Zug und warf mich in einen Graben. Mir ist nichts passiert. Aber das Erlebnis werde ich nie vergessen.



Helmut Rilling als Dirigent Foto: dpa

Eine zweite Kriegserinnerung. Wir wohnten in Markgröningen in einem Haus neben dem Obertor-Turm. Da verlangten die sich zurückziehenden deutschen Soldaten, dass die Bauern die Durchfahrt mit Baumstämmen versperrten. Das haben die gemacht, und das Tor war verrammelt. Dann fuhren französische Panzer vor, und es kam der Befehl, entweder sind diese Stämme in einer halben Stunde weg oder wir schießen das alles zusammen. Da wurde alles schleunigst wieder weg geräumt. Das war im April 1945.

Hat dies Ihr Bild von den alliierten Soldaten geprägt?

Zunächst natürlich, aber später kam der Gegensatz, die Schulspeisung auf dem Schulhof. Die Amerikaner, die zuvor alles kaputt geschossen hatten, verwirklichten jetzt ein humanitär geprägtes Programm – den Marshall-Plan. Wir bekamen so jeden Tag etwas zu essen. Das kann man sich heute gar nicht mehr vorstellen, welche Rolle das Phänomen des Überlebens damals spielte. Später erhielten wir aus Amerika Care-Pakete. Der erste Anzug meines Lebens kam aus einem solchen Paket. Ich habe ihn bis zum Abitur getragen.

Mit den Amerikanern kamen nicht nur Anzüge nach Stuttgart, sondern auch Jazz und Rock n' Roll. Waren Sie dafür empfänglich?

Wir wollten die Musik unbedingt hören. Aber das war in unserem Internat verboten. Wenn ein Freund mal eine Schallplatte von zuhause mitbrachte, dann hörten wir sie im Geheimen. Ich wurde einmal erwischt, als ich auf dem Klavier solche Musik nachmachte. Dabei war der Text banal: ‚Ein Regenwurm hatt's schön, ein Regenwurm hat's fein, ach könnt ich doch ein Regenwürmchen sein.‘ Dafür wurde ich erheblich getadelt.

Die 1950er Jahre

1 / 51



1950 | 1951 | 1952 | 1953 | 1954 | 1955 | 1956 | 1957 | 1958 | 1959

Aber für Sie stand in den 1950er Jahren schon die klassische Musik im Vordergrund?

In den Seminaren wurde der theologische Nachwuchs ausgebildet; da war Musik wichtig. Die künftigen Pfarrer sollten ihre Gemeinde auf dem Klavier oder der Orgel begleiten können. Das hat auf meinen künftigen Beruf hingedeutet, aber nicht so, dass ich diesen schon geplant hätte.



Helmut Rilling Foto: dpa

War diese klassische Musik auch ein Gegenentwurf zu den schrecklichen Erlebnissen des Krieges?

In gewisser Weise schon. Das war ein ganz anderer, unverwundbarer Bereich, für den man sich begeistern konnte und der Wahrheiten ausspricht, die vorher verborgen waren. Aber es

war vor allem eine Zeit, in der die Bedrängnis überall spürbar war. Ich erinnere mich, dass wir mit unserem Musiklehrer ein Orchester gebildet hatten. Wir wollten eine Haydn-Sinfonie aufführen. Wir hatten zwar einige Streicher, aber keine Bläser; die musste ich auf

dem Klavier spielen. Und es gab keine Pauken, so dass der Musiklehrer immer mit seinem Fuß auf das Podium schlug, wenn die Pauken zu spielen hatten.

Stuttgart lag in Trümmern.

Von der Stiftskirche waren nur der Turm und der Chor stehen geblieben. Das Kirchenschiff war zerstört. Da hat man damals den Chor mit einer Betonwand abgeschlossen, um ihn als kirchlichen Raum nutzen zu können. Mit der Gächinger Kantorei haben wir in diesem Chorraum musiziert. Die Liederhalle war eine Ruine.

Wie haben Sie selbst gewohnt?

Mein Vater kam aus der Gefangenschaft zurück und wurde Lehrer am Mörrike-Gymnasium. Während meines Musikstudiums ab 1952 wohnten wir in der Hasenbergstraße. Wir waren fünf Kinder, da gab es nicht viel Platz in der Wohnung. Das Musikzimmer war der größte und vielgenützte Raum.

1953 fuhr der letzte Lastwagen auf den Monte Scherbelino, die Trümmerbeseitigung war abgeschlossen. Ging es von da an bergauf?

Das ging es schon früher, ab der Währungsreform 1948. Das war der Moment, als man sagte: Das wird wieder was mit uns. Es gab diesen unbändigen Willen, wir wollten raus aus dieser Misere, wir wollten was Vernünftiges machen. Plötzlich gab es überall Baustellen – im vielfältigsten Sinne. Der Bauboom war unglaublich. Aber ich bedauere, dass auch wertvolle Häuser nicht wiederaufgebaut, sondern abgerissen wurden, wie das Hotel „König von England“ am Schillerplatz. Das war ein Prachtgebäude.

Der Wiederaufbau ist eng verknüpft mit dem damaligen OB Arnulf Klett. Haben Sie ihn gekannt?

Meine Erinnerung an ihn ist sehr positiv. Er war ein Mann, der mit vielen Situationen geschickt umgehen konnte, und er war kein autoritärer Mensch. Einmal hatte ich ein Orchester aus Brunn eingeladen, um gemeinsam mit meinen Chören das Brahms-Requiem aufzuführen. Aber ich dachte, wir sollten den Menschen auch etwas von der Stadt zeigen, vielleicht bei einer Stadtrundfahrt. Da habe ich um einen Termin bei Klett gebeten. Ich saß dann im Vorzimmer und wartete, eine Stunde, eineinhalb Stunden, und schließlich wurde ich vorgelassen, und Klett sagte ohne Vorrede: „Herr Rilling, Sie kriegen natürlich das Grundstück. Entschuldigen Sie, dass ich Sie solange habe warten lassen.“ Ich schüttelte natürlich verständnislos den Kopf – und so ergab sich, dass Klett glaubte, ich sei der Rilling von der gleichnamigen Sektkellerei. Diese Verwechslung war ihm dann so peinlich, dass er eine Stadtrundfahrt und sogar ein Essen im Ratskeller bezahlt hat.

Die 50er Jahre waren ein Jahrzehnt des Wandels – vom Trümmerland zum

Wirtschaftswunder?

Ich denke schon. Am Ende der 50er Jahre war ein unglaublicher Aufstieg da. Ich erinnere mich an das Café Stöckle, unser Stammlokal, wo wir oft nach den Chorproben im Gedächtnisgemeindehaus hingingen. Es gab wieder genug zu essen. Wissen Sie, die Menschen damals wollten nicht was Großartiges machen, die wollten gut und solide arbeiten und vorsichtig die Stadt wieder aufbauen. Das gefiel mir.



Rilling an der Orgel im Jahr 1958 Foto:
Bachakademie

Man schaute also nach vorne – die Verbrechen der Nazizeit waren kein Thema?

Die Generation vor mir war der Meinung, dass man das hinter sich lassen sollte. Jetzt machen wir etwas Neues, jetzt machen wir etwas Besseres, sagten sich die Leute.

Auch Sie selbst haben darüber nie nachgedacht, obwohl Sie um Ihre Kindheit betrogen wurden?

Ich erinnere mich an Gedanken mit einer solchen Tragweite nicht. Dass es zwei Deutschlands gab, das hat uns viel mehr bewegt. Ich bin deshalb bei meiner ersten ‚Auslandsreise‘ Ende der 1950er Jahre auch nicht nach Frankreich gefahren, sondern zu einer Konzertreise in die ‚Ostzone‘, nach Thüringen. Das war auch ein politisches Signal. Auch die Gründung des Südweststaates Baden-Württemberg war für uns wichtig. Es war nicht so, dass wir von Politik gar nichts wissen wollten. Nur schauten wir auf die aktuellen Themen. Wir blickten nach vorne.

Sie sagten schon, dass Sie sehr schnell angefangen haben, internationale Kontakte zu knüpfen. War dies ein bewusster Beitrag, Deutschland aus der Isolation zu holen?

Ich bekam 1955 die Chance, nach meinem Studium für zwei Jahre nach Rom zu gehen. Dieser Aufenthalt hat mich geprägt.

Wie kam es dazu?

Das ist eine lustige Geschichte. Der Süddeutsche Rundfunk hatte in der Villa Berg eine wunderbare Orgel eingebaut und machte eine Serie mit Orgelkonzerten berühmter Organisten aus der ganzen Welt. Ich wurde als Helfer engagiert, der Notenblätter umdrehte oder Register zog. Eines Tages kam Fernando Germani, der seinerzeit Organist an der Peterskirche in Rom war. Germani lehnte meine Hilfe ab, er mache alles selbst. ‚Aber du darfst gerne zuhören‘. Nach der Aufnahme: ‚Was machst du denn?‘ – ‚Ich studiere hier.‘ – ‚Und was?‘ – ‚Orgel.‘ – ‚Na, dann spiel mal was.‘ Als ich fertig war, meinte Germani:

Musikalisch sei das sehr schön, aber technisch nicht so toll. ‚So, und jetzt gehen wir essen.‘ Nach dem Essen: ‚Willst du bei mir in Rom studieren? Ich verschaffe dir ein Stipendium.‘ Und so fuhr ich am Tag nach meinem Schulmusikexamen an der Stuttgarter Musikhochschule nach Rom.

Wie sind Sie hingekommen, mit dem Flugzeug?

Nein, ich fuhr mit meinem Lambretta-Moped die ganze Strecke nach Rom, mein Koffer war hinten drauf geschnallt. Ich brauchte drei Tage für die Fahrt. Rom war wichtig für mich, weil damals dieses Fenster nach außen auch für mich begann aufzugehen. Wir wurden uns jetzt unserer Nachbarn bewusst, und vor allem die älteren Menschen haben geradezu danach gelehzt, dass sie im Ausland wieder geschätzt wurden. Das war ein starkes Lebensgefühl.

So fing Ihr Jetset-Leben an?

Ja. Zurück in der Heimat, habe ich gleich Freunde aus Rom nach Stuttgart eingeladen, und die luden mich dann wieder ein. So kam ich erstmals nach London. Und ich machte dann auch meinen ersten Flug, von Stuttgart nach Barcelona. Das war eine so unglaubliche Erfahrung, dass ich meiner Mutter in einem Brief ausführlich darüber berichtet habe.

Diese Internationalität ist ein wichtiger Teil Ihrer Persönlichkeit. Dennoch ist Stuttgart für Sie ganz wichtig – warum?

Es ist seltsam: Wenn ich sagen sollte, welche Orte mir in Stuttgart besonders lieb sind oder in welches Lokal ich besonders gerne gehe, kann ich das eigentlich nicht präzise bestimmen.

Was bindet Sie dann an diese Stadt?

Es sind die Menschen, und das hat in den 1950er Jahren begonnen. Ich finde die Menschen in Stuttgart bis zum heutigen Tag wunderbar. Es ist das Gefühl des Miteinanders, das macht die Menschen hier aus. Wenn Sie mich jetzt fragen, was der zentrale Begriff für die mittleren und späteren 50er Jahre wäre, dann würde ich sagen: dieses Miteinander.

Was ist das Besondere daran?

Gerade in den Aufbaujahren brauchte man andere, die bereit waren zu helfen. Man konnte kaum etwas alleine machen; ich schon gar nicht. Ich brauche immer einen Chor, ein Orchester oder einen Kirchengemeinderat, der die Mittel bewilligte. Immer habe ich solche Menschen getroffen. Dieses Miteinander ist das Entscheidende. Daneben hat Stuttgart zweifellos einen großen Sinn für Kultur mit seinen vielen Museen und Galerien, und Stuttgart ist die Hauptstadt der Chöre. Ich war in der ganzen Welt und hatte sehr viele

Angebote. Ich habe nie eines auf Dauer angenommen.

Wie äußerte sich dieses Miteinander, von dem Sie sprachen, konkret?

Ich erzähle vielleicht stellvertretend eine Geschichte, die allerdings nach meiner Erinnerung erst in den 1960er Jahre spielt. Ich bekam damals von einem Herrn Bernhard Müller einen Brief. Er schrieb, er sei in der letzten Abendmusik in der Gedächtniskirche gewesen. Der Chor habe ihm gefallen, aber das Orchester sei nicht so gut gewesen. Ich antwortete: der Chor seien alle Freunde, die umsonst singen, aber das Orchester müsse ich bezahlen und dafür gäbe es keine Mittel. Wieder kam ein Brief: Schreiben Sie mir, welches Stück Sie sehr gut machen wollen, und was das kostet. Ich schrieb: Ich möchte zum ersten Mal die Johannespassion aufführen, und das kostet 15.000 Mark. Das war viel Geld damals. Darauf kam ein Brief, darin war ein Scheck über 15.000 Mark. Soviel zum Thema „Miteinander“. Herr Müller hat gesehen, da ist ein junger Kerl, der macht seine Sache gut, den muss man fördern. Ob's was wird, sieht man dann. Es gab einen Vertrauensvorschuss, und das ist das Schöne an vielen Menschen hier.

Was bedeutet Stuttgart dann für Sie?

Für mich ist Stuttgart im schönsten Sinne des Wortes Heimat.

Noch während seines Musikstudiums in Stuttgart hat Helmuth Rilling 1954 die berühmte Gächinger Kantorei gegründet, 1957 trug man ihm die Stelle als Kantor an der Gedächtniskirche im Stuttgarter Westen an. Das Amt gab er erst 1998 ab. In dieser Zeit wurde Rilling ein weltweit angesehener Musiker und Dirigent, zumal nach der Gründung der Bachakademie im Jahr 1981. In diesem Jahr stehen noch Konzerte in Moskau, Hong Kong – und Sindelfingen an.

Am 28. Oktober findet das Richtfest für das Stadtmuseum (<http://www.stadtmuseum-stuttgart.de/blog/stadtmuseum/tag/stz-aktion/>) im Wilhelmspalais statt; es eröffnet im Herbst 2017. Die Präsentation der Stadtgeschichte ab 1950 möchte das Stadtmuseum gemeinsam mit den Stuttgartern erarbeiten (<http://www.stadtmuseum-stuttgart.de/blog/stadtmuseum/2015/10/21/mein-jahrzehnt-meine-geschichte-mein-stuttgart/>). Welche Themen waren in welchem Jahrzehnt für sie wichtig? Wer eine Erinnerung beitragen möchte, kann diese an die E-Mail-Adresse stadtmuseum@stuttgart.de schicken oder sich unter Nummer 216-9 67 92 beim Stadtmuseum melden.